



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 3, Jahrgang 1983

Herausgeber
Zabergäuverein, Sitz Güglingen

Der Zabergäuverein lädt seine Mitglieder und Freunde zur

Hauptversammlung

am Sonntag, 23. Oktober 1983, 14 Uhr, ein.

Veranstaltungsort: Mehrzweckhalle in Sachsenheim-Ochsenbach.

Programm: I. Geschäftlicher Teil

1. Berichte der Amtsträger
2. Verschiedenes

II. Vortrag von Herrn Dr. Klaus Ruge, Landesanstalt für Natur- und Umweltschutz, zum Thema „Die Tierwelt des Strombergs im Wandel der Zeiten unter besonderer Berücksichtigung der Vögel“.

Für den Vormittag (10–12 Uhr) lädt der Zabergäuverein zu einer Exkursion durch Hohenhaslach ein.

Treffpunkt: 10 Uhr am Parkplatz vor der Kelter. Vorgesehen ist ein Gang durch die Weinberglandschaft mit Erläuterungen am „Geologischen Fenster“ durch den Vorsitzenden Dr. Otto Linck sowie eine Besichtigung des Ortes und der Kirche unter Leitung von Herrn Buhl und Herrn Pfarrer Rathfelder.

Das Gasthaus „Zum Grünen Baum“ in Botenheim

von Theodor Bolay

Im Botenheimer „Kauf- und Contractbuch“ vom 13. März 1823 ist folgender Kaufvertrag eingetragen:

„Rosenwirth Dopfels Wittve verkauft an Herrn Schultheis Müller für seinen Sohn Christian Müller, ledig, Häußer und Gebäude: 1. Ihr ganzes Wirthschaftsgebäude zur Rose, sammt der dabei befindlichen Scheuer und Stallungen. 2. Den Graßgarten hinter dem Hauß, beedes neben der Straßen und dem Pfarrgarten. 3. Den Kuchengarten links an der Straße gegen Bönningheim ... 4. Folgende Fahrnißstücke: a) angemachte zweischläfrige Betten sammt Bettladen, b) 1 Tafel in der Wohnstube, c) ein Tisch von hartem Holz und d) 6 Stühle gleichfalls von hartem Holz und die Schranken in der Wohnstube, e) ein Branntwein-Brennzeug. Diese Gegenstände zusammen um 3300 Gulden ... und in Kauf 33 Gulden, zusammen 3333 Gulden. Die Fahrniß wurde zu 333 Gulden angeschlagen.“

Die Kaufbedingungen waren: 1. Der Käufer versprach, die Verkäufarin „bis Johanni dieses Jahrs im Besitz dieses Haußes zu lassen“. 2. Der Käufer mußte „vom 1 ten Juli dieses Jahres an die Steuern und andere darauf ruhende Beschwerden übernehmen“ sowie 3. alle „sonstigen Kosten an Acciß-, Stempel-, Waisenhaus- und Einschreib-Geld, so wie den paßirlichen Weinkauf zu leiden“.

Vorstehenden Verkauf bestätigen mit ihren Unterschriften die Verkäufarin Dopplerin und ihr Kriegsvogt Ernst Jakob Wein sowie Käufer Müller.

Da aber nun die Dopplerin keine Behausung mehr hatte, war sie genötigt, schon in den folgenden Tagen einen neuen Kaufvertrag abzuschließen, denn das Kaufbuch berichtet weiter:

„Michael Schmidt, Maurer, verkauft an Rosenwirth Dopfels Wittib Häuser und Gebäude: Eine Behausung mit einem getrennten Keller darunter, nebst einer Scheuer am Hauß unter einem Dach, ausen im Dorf am Bönningheimerweg, ... nebst einem hinter dem Hauß befindlichen Kuchengarten mit aller Beschwerd und Gerechtigkeit, wie ein solches Verkäufer besessen, für 832 Gulden ... Samtliche Kosten nebst dem paßirlichen Weinkauf leidet die Käufarin allein, den 15. Merz 1823.

Verkäufer: Georg Michael Schmidt, Käufarin: Dopplerin, deren Kriegsvogt Ernst Jakob Wein ...“

Offenbar war die Rosenwirthin in Zahlungsschwierigkeiten geraten, weshalb sie das Gasthaus „Zur Rose“ verkauft hatte, aber trotzdem wurde ihr Hab und Gut im Wege der Zwangsvollstreckung verkauft, wie aus dem Kaufbucheintrag vom 27. Januar 1825 ersichtlich ist. Darin heißt es unter anderem: „Wird nach zuvor geschehener dreimaliger Verrufung vor der Kirch und nochmaliger Bekanntmachung der Bürgerschaft des weiland Christian Peter Dopfel, gewesenen Bürgers und Rosenwirths dahier, hinterlassene Wittve, nunmehr Müller Fischers in Kaltenwesten (dem heutigen Neckarwestheim) Eheweib, ihre sammtliche besitzende Liegenschaft zur Tilgung der Schulden unter nachstehenden Bedingungen zum Verkauf gebracht ...“ Abschließend heißt es noch in diesem Eintrag:



Das Gasthaus
„Zum Grünen
Baum“ in
Botenheim
um 1900
(Ausschnitt aus
einer Postkarte)

„Wirt für kein Maß Gewährschaft geleistet und kommt in Aufstreich Häuser und Gebäu.“
Ferner waren noch Äcker, Wiesen und Weinberge dem Verkauf ausgesetzt.

Es ist verständlich, wenn unter diesen Umständen Christian Müller kein Interesse mehr an dem Wirtshausnamen „Rose“ gehabt hatte, denn wenn einmal eine Wirtschaft in den Ruf der Zahlungsschwierigkeiten gekommen ist, leidet auch der Name der Gaststätte darunter.

Nun war im benachbarten Erligheim bereits schon seit vielen Jahrzehnten am Westausgang an der Hauptstraße eine Gaststätte, „Grüner Baum“ genannt, und dies hat wohl den Müller angeregt, seiner Wirtschaft den Namen „Grüner Baum“ zuzulegen. Warum aber gerade dieser Name? Hier müssen wir uns bei der Volkskunde umsehen, um zu verstehen, wie man überhaupt auf diesen Namen gekommen war!

Ehe Gasthöfe existierten, war auch der reiche Fremde, der sich auf Reisen befand, ein armer Mann. Nur wenn er mit Gewalt nehmen konnte, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte, konnte diese Armut überbrückt werden. Wohin er kam, mußte er bitten, denn sein Hab und Gut, seine Vorräte konnte er nicht überallhin mitschleppen, und das Geld, das das Reisen bequemer gestaltetete, kam erst in späterer Zeit auf. Glücklicherweise kam ihm die Gastlichkeit der Natur zu Hilfe. „Beim grünen Baum“ wurde gerastet! Die Wildnis war vogelfrei, und man konnte ihr entnehmen, was man brauchte. Auch als die Wildnis bereits unter die Bevölkerung aufgeteilt war, blieb dem Fremden ein beschränktes Recht auf Wasser und Weide erhalten. Selbst in die alten Rechtsaltertümer und Weis-tümer ist dieses beschränkte Recht aufgenommen worden. Zwar wurde das Recht eingeschränkt, und der Fremde durfte sein Pferd nur in einem gewissen Umkreis weiden lassen, er durfte Fische siedeln und ein Feuer dazu anfachen, seine Pferde im Korn von der Straße aus fressen lassen und dergleichen mehr. Aber noch bis ins 19. Jahrhundert hinein kamen derartige Rückfälle bei Fuhrleuten vor, daß sie beispielsweise ihre Tiere in Klee-äckern grasen ließen, während sie den Weinfässern, die sie geladen hatten, zusprachen. Auch die Handwerksburschen hatten das alte Recht nicht vergessen. „Das Trinken an der Wasserquelle, drauß klarer Branntwein fließt“, und die Herberge zum grünen Baum, der ein so milder Wirt ist, rühmen die fahrenden Sänger von alters her.

In einer solchen alten Unterweisung der Handwerksgelesen, in einer „Vorsage“, heißt es: „Bist du aus dem Walde hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttele den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, denn es könnte nach dir ein anderer guter Geselle kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er einen Vorrat findet.“

„Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein anderer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen.“

Auch beim Abirren vom Wege war man manches Mal gezwungen, ein Nachtlager im Freien, oftmals gar in kalter Winterszeit, zu nehmen, denn Wegweiser wurden erst im 17. Jahrhundert allgemein.

Und nun kommen wir aus der freien Natur in die Siedlungen, wo Gastwirtschaften und Herbergen schon vorhanden waren. Im *pax dei* von 1083 heißt es: „Dem Reisenden soll niemand Herberge verweigern. Man soll ihm zu gerechten Preisen verkaufen, was er braucht, wenn man es selber hat, wenn man es nicht hat, ihm von den Nachbarn verschaffen, bei Strafe für den Gastgeber wie den Gast, wenn sie sich nicht dem Gastrecht gemäß verhalten.“

Grundsätzlich waren also dem Gast Nahrung, Herberge und Förderung seiner Reise mit Transportmitteln aller Art und Geleit gegeben. Die erste Einschränkung erfuhr das alte Gastrecht bei voller Aufrechterhaltung der allgemeinen Gastlichkeit in zeitlicher und materieller Hinsicht: „Drei Tage ein Gast, vier Tage eine Last“ heißt ein altes Sprichwort, und Freiherr von Knigge schrieb in seinem Buch *Über den Umgang mit Menschen*: „Ein Gast und ein Fisch sind nur drei Tage frisch!“

Kein Wunder, wenn es auch in alten Zeiten üblich war, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und eine Anekdote aus dem Kloster Murrhardt weiß folgendes zu erzählen: „Der Abt des Klosters habe einmal einen lästigen Gast des Klosters gefragt, ob er nicht wisse, warum Christus nach drei Tagen auferstanden sei, und, als der Gast dies nicht wußte, ihm erklärt, Christus habe dem Himmel als Gast nicht länger als drei Tage zur Last fallen wollen.“

Soviel zur Geschichte des Gastwirtsgewerbes!

Christian Müller war also 1823 in den Besitz der Gaststätte gekommen, der er kurze Zeit später den Namen „Grüner Baum“ zugewiesen hatte. Schon im bereits erwähnten Botenheimer Kaufbuch ist im Namensverzeichnis aufgeführt: „Christian Müller, Rosenwirth“, aber bereits das Wort „Rosenwirth“ durchgestrichen und darüber das Wort „Baumwirth“ geschrieben.

Christian Müller war sich durchaus bewußt, daß seine Wirtschaft nur gedeihen konnte, wenn eine Frau ihm bei der Führung behilflich ist. Deshalb hatte er nach einer Frau Umschau gehalten, und Pfarrer Cammerer in Botenheim berichtete unter „Getrauten“ zwischen dem 1. Juli 1823 und dem 1. Juli 1824: „Johann Christian Müller, Gastwirth zum Baum, mit Jacobine Katharine, geborne Böklin, wurde hier wohnhaft, zu Kleingartach getraut.“ In dem Inventurverzeichnis dieser neugetrauten Eheleute wurde unter anderem erwähnt: „Daß das vom Ehemann während seines ledigen Standes erkaufte Wohnhaus und Wirthschaft zum Baum so angesehen werden soll, wie wenn die beede Eheleute solches während der Ehe erkauf hätten, also zur Errungenschaft gehöre.“

Hierauf wurde auch das von der Frau in die Ehe „inforirte Vermögen“ als Heiratsgut bestimmt.

Unter dem Beibringen des Mannes wurden angeführt: Häuser und Gebäude, worunter besonders hervorgehoben wurde „eine ganze Behausung, die Baumwirtschaft bei dem Pfarrgarten und dem Bach, eine neue Scheuer neben dem Bach und dem Pfarrgarten. Einen neuen Stall an der Scheuer neben dem Bach und dem Pfarrgarten.“

Hier haben wir die erste Angabe über den Umfang des gesamten Anwesens, das zum „Grünen Baum“ gehörte. Dazu kamen aber noch Gärten, Äcker, Wiesen hinter dem Dorf und Weingärten.

Am 24. September 1823 war Müllers Ehefrau, damals noch Braut, in das Bürgerrecht in Botenheim aufgenommen worden, welche zum Bürgermeisteramt zu entrichten hatte 5 Gulden sowie für 2 Simri Dinkel 45 Kreuzer, zusammen 5 Gulden 45 Kreuzer.

Aber was wäre eine Wirtschaft, wenn es nichts zu „zehren“ geben würde! So wurde schon in der Bürgermeisterrechnung 1825/26 berichtet, daß bei dem abgehaltenen Ruggericht am 18. Februar 1826 „7 Gemeinerath Mitgliedern und dem Schützen die Oberservanz-

mäßige Zehrung von 1 Maas Wein und 2 Kreuzer Brod oberamtlich verwilligt“ wurde und daß beim Baumwirt „à 34 Kreuzer zusammen 3 Gulden 58 Kreuzer, ferner durch den Dorfschützen 34 Kreuzer, zusammen 4 Gulden 32 Kreuzer“ verzehrt wurden. Und den jungen Bürgersöhnen, welche den Erbhuldigungseid abgelegt hatten, wurde ein Trunk mit Brot bei Ochsenwirt Eisele genehmigt für zusammen 3 Gulden 2 Kreuzer, ebenso bei Baumwirt Müller für 3 Gulden 54 Kreuzer.

Eine Schwester, Friederike Margarete Müller, war mit dem Bürger und Bauern Peter Dopfel verheiratet, und nach ihrem Tod am 13. November 1830 wurde eine Teilung vorgenommen, in der neben dem Bruder Johann Christian Müller, Bürger und Baumwirt, noch drei weitere Brüder und eine verstorbene Schwester, Johanne, gewesene Ehefrau des Schultheißen Johann Michael Mann in Frauenzimmern, erwähnt wurden.

Der jüngste Bruder, Johann Gottfried, war später Feldmesser und Geometer, und am 2. Juni 1836 verkaufte der Vater Schultheiß Müller einige Güter an seine Söhne, darunter auch an Adlerwirt Müller und Baumwirt Müller. Weitere Güter kaufte dann der Baumwirt 1837, als solche in Botenheim feil geworden waren.

Als am 20. August 1836 über die Verlassenschaft der ersten Ehefrau des Schultheißen verhandelt wurde, wurde unter den Erben erstmals Christian Müller als „Grünbaumwirth“ aufgeführt. 1837 war dann Schultheiß Müller gezwungen, seine restlichen Güter an seine vier Söhne zu verkaufen, wofür der Baumwirt für seinen Anteil 1360 Gulden bezahlen mußte. Am 22. März 1837 wurde dieser Kauf rechtskräftig.

Das Kaufbuch berichtet, daß am 1. Mai 1839 der Adlerwirt Johann Christoph Müller, Bruder des Baumwirts, gesonnen sei, seine sämtliche besitzende Liegenschaft zu verkaufen, und so gelangte der Baumwirt zu weiterem Grundbesitz.

Da beim Rathausbrand 1945 zahlreiche Kauf- und Güterbücher verbrannt sind, ist es schwierig, weitere persönliche Angaben zu bekommen. Doch erfahren wir aus einem Beibringensinventar vom 2. November 1854, daß der Sohn des Baumwirts, ebenfalls Johann Christian genannt, mit Christiane, geborene Buyer, in erster Ehe lebte.

Offenbar aber hatte dieser Johann Christian Müller das Gasthaus nicht allzulange im Besitz, denn im Jahr 1866 tauchte Christian Martin Müller, Bäcker und Baumwirt, Sohn des verstorbenen Feldmessers Johann Gottfried Müller, auf. Er war verheiratet mit Pauline Christiane, Tochter des Johann Christian Müller, gewesener Baumwirt, und der Catharina, geborene Böklin.

Die Trauung war am 17. Mai 1866 vollzogen worden, und dieser neue Baumwirt hatte also in seine eigene Verwandtschaft eingeheiratet. Im Jahre 1866 kaufte dieser die Hälfte des Gasthauses „Zum Grünen Baum“, und 1878 fiel dann die andere Hälfte zu 3600 Mark an ihn.

Am 26. Mai 1866 wurde im Bauschauprotokoll unter anderem eingetragen: „Christian Müller, neuangehender Baumwirt und Bäcker dahier, hat bei dem Schultheißenamt vorgebracht, daß er, um sein Gewerbe als Bäcker treiben zu können, genöthigt seye, einen Backofen einzurichten und zwar in dem unteren Stock der Küche, und bittet deshalb um Augenschein. Die Augenscheinkommission hat sich heute an Ort und Stelle begeben, um den Augenschein einzunehmen, hierbei hat der Bittsteller noch weiter vorgebracht, daß er auch einen Windofen in seine im zweiten Stock befindliche Stube einrichten wolle. Die Bauschaukommission hat die Sache angesehen und gefunden, daß für beide Bauvorhaben keine Hindernisse im Wege liegen ...“

Im Dezember 1877 war der alte Baumwirt Christian Müller verstorben, und in einer letztwilligen Verfügung vom 6. Oktober 1869 waren die Namen seiner acht Kinder verzeichnet, von denen sechs nach Amerika ausgewandert waren.

In der Teilungsurkunde wurde die Fahrnis, die noch in seinem Besitz war, seinem Tochtermann jung Christian Müller kaufweise übergeben. Darunter war auch folgendes Faß- und Bandgeschirr: 1 Butten, 2 Züber zu 20 Mark, 1 Faß zu 2100 Liter, 2 von je 1000 Liter, 2 Führlinge zu je 750 Liter, 2 zu je 750 Liter, 1 zu 900 Liter, 1 Ladfaß, 1 Führling zu 600 Liter und ältere Fässer für zusammen 150 Mark. Daraus ist zu ersehen, welche Bedeutung und

wohl auch welchen Umsatz schon damals die Gastwirtschaft aufweisen konnte, wenn so viel Lagermöglichkeiten für Wein zur Verfügung stand!

Mehrere Briefe der nach Amerika Ausgewanderten sind erhalten geblieben. In einem ausführlichen Brief vom 9. Juni 1878 schrieb ein Sohn aus Fredonia unter anderem: „... In diesem Land werden viele (Reben) von Samen gezogen und da ich am 14. Mai ein Clu im Regierungsland genommen habe und darauf auch Reben haben will, so möchte ich auch gerne von Euren Sorten. Ich kann ja 2 bis 300 Stück Wurzelreben 2 und 3 Jahre alt nächstes Frühjahr aussetzen, ich habe solche selbst hier gezogen, ich möchte aber gerne noch mehr verschiedene Sorten haben, ich habe bloß 6 Sorten. Will man hier welche kaufen, so sind sie erstens sehr theuer und durch zu langsamen Transport oft schon verdorben ...“ Und nun bittet er um solche Sorten, die „am meisten tragen, ... sende mir etwas von Portugiesern, die ich nach Botenheim ins Leben rief“. Dann erwähnt er noch weitere Sorten, jedoch sollte jede Sorte besonders verpackt und bezeichnet sein! Hier haben wir also den Anfang der für Botenheim so bedeutenden Portugieserreben, die Botenheim den Ruf als frühesten Weinort im damaligen Württemberg ermöglicht haben! Ein Sohn des Baumwirts war also der Lieferant gewesen!

Christian Müller, der am 24. Mai 1908 in Botenheim verstorben ist, und seine Frau, die am 10. Juli 1909 ihm im Tode nachgefolgt ist, hatten bereits im Jahr 1903 ihr gesamtes Anwesen an ihren Sohn Gustav Müller verkauft, denn der Kaufvertrag vom 31. Oktober 1903 enthielt die gesamte Anlage, bestehend aus Wohnhaus, Scheuer, Schuppen, Schweinestall und Hofraum: Das Gasthaus „Zum Grünen Baum“ oben im Dorf an der Bönningheimer Straße sowie 16 Ar 40 qm Gemüse-, Gras- und Baumgarten in den Eselgärten und 39 Ar 74 qm Gemüsegarten beim Haus um 12000 Mark, Kauf aufgelassen am 12. November 1903, an Gustav Müller, Metzger und Baumwirt, und dessen Ehefrau Luise, geborene Trefz, verkauft.

Und nun wurden im Kaufvertrag noch besondere Bedingungen erwähnt, wie das persönliche lebenslängliche Wohnungsrecht der Eltern im ersten Stock des Hauses. Auch wurde die Fahrnis erwähnt, über die damals das Gasthaus verfügte. Die Übergabe der verkauften Grundstücke erfolgte sofort!

Durch oberamtlichen Entschluß vom 14. September 1903 war dem Metzger und Landwirt Gustav Gottlob Müller die Erlaubnis zur Übernahme der dinglichen Gastwirtschaft „Zum Grünen Baum“ in Botenheim erteilt worden, worüber eine Konzessionsurkunde ausgestellt wurde. Gustav Müller war also nun Baumwirt geworden, und noch im Jahr 1905/06 hatte er an einem Buchführungskurs über landwirtschaftliche Buchführung zu seiner Ausbildung und Weiterbildung teilgenommen. Gustav Müller war bemüht, die Gastwirtschaft der Zeit entsprechend umzugestalten, und die Wirtschaft wurde eine angesehene ländliche Gaststätte in Brackenhaims Umgebung, in der jeder gerne Einkehr hielt und freundlich aufgenommen wurde, zumal Küche und Keller nur Gutes boten!

Doch wie bald sollte diese friedliche Entwicklun gestört werden! Der Ausbruch des ersten Weltkrieges, ausgelöst durch den Mord von Sarajewo im Juni 1914, verhinderte jegliches weitere Vorwärtkommen. Gustav Müller wurde wie so viele seiner Altersgenossen zum Heere einberufen, und die ganze Last des Unternehmens ruhte nun auf den Schultern seiner Frau.

In Botenheim selbst hatte sich nicht viel geändert. Zwar standen viele Männer unter den Waffen, doch ging das Leben dank der Arbeit von Frauen und Mädchen und der nicht einberufenen Männer seinen gewohnten Gang, und der Schultheiß antwortete auf ein Schreiben des Oberamts, daß keine Notmaßnahmen getroffen werden müssen.

Als dann, um Fleisch zu sparen, von der Regierung Fleischmarken und wöchentlich zwei fleischlose Tage eingeführt wurden, verringerte sich der ohnehin zurückgegangene Fleischverbrauch in der Metzgerei.

Im November 1918 war dann der Krieg zu Ende, und die Soldaten kehrten wieder in ihre Heimat zurück, aber leider nicht alle! Auch aus Botenheim waren 33 teils gefallen, teils noch in Gefangenschaft, und Trauer hatte in vielen Familien Einkehr gehalten. Am

10. Dezember hatten Gemeinderat und Bürgerschaft beschlossen, den Heimgekehrten soll von der Gemeinde für all das, was sie geleistet haben, der Dank der Gemeinde dadurch abgestattet werden, daß für sie eine öffentliche Empfangsfeier veranstaltet wird. Als Zeitpunkt wurde der 5. Januar 1919 bestimmt. Die offizielle Feier fand auf dem Rathaus statt, und anschließend wurde den Heimgekehrten in sämtlichen vier Wirtschaften ein Essen und Trunk gegeben, und unter diesen vier Gastwirtschaften war auch der „Grüne Baum“.

Aber die Kriegswirtschaft wurde noch nicht aufgehoben! Zwar hatte der Waffenstillstand am 11. November 1918 im Wald von Compiègne den Krieg beendet und am 28. Juni 1919 war der Friede in Versailles unterzeichnet worden, jedoch waren die Kriegsfolgelasten, die unserem Volke aus dem Vertrag aufgebürdet worden waren, nahezu unerfüllbar. Die Folge war eine Geldentwertung, wie Deutschland sie noch nie gekannt hatte und von der alle betroffen waren: die Inflation! Als dann Ende 1923 eine Goldmark den Wert einer Billion Papiermark aufwies, kam die neue Währung, die Rentenmark. Jetzt wußte ein jeder, wie arm wir geworden waren, denn die Vorkriegsersparnisse der Bevölkerung waren vernichtet!

Nur durch äußerste Sparsamkeit konnte die Wirtschaft wieder in Gang gebracht werden, und auch im „Grünen Baum“ dachte der Wirt darüber nach, wie er sein Geschäft wieder anziehender gestalten konnte, und er kam auf den einfallsreichen Gedanken, Gäste zu einem Gansessen am Kirchweihsamstag einzuladen. Herr Theodor Weizsäcker hatte ein Plakat hierzu entworfen, das den einzuladenden Gästen übersandt wurde. 24 eingeladene Gäste waren der Einladung gefolgt. Dieser Brauch vom 14. November 1925 wurde dann in den folgenden Jahren fortgeführt. 1931 erfahren wir dann noch die damaligen Preise: Ein Gansviertel kostete 1,50 Mark, Rotwein 1/2 Liter 1931: 40 Pfennig, 1930: 50 Pfennig, Weißwein 1931: 50 Pfennig.

Um diese Zeit 1932 begann das politische Leben unruhig zu werden, denn neben den früheren Parteien hatte die NSDAP Fuß gefaßt, und schon bei der Landtagswahl 1932 am 24. April konnte diese Partei bei der Abgabe von 342 gültigen Stimmen 96 Stimmen für sich buchen!

Aber das Leben ging weiter. Auch nach der Machtübernahme durch die NSDAP lud der „Grüne Baum“ wieder zu seinem Gansessen ein. Diesmal hatte die Witwe, Frau Müller, zum Essen eingeladen, denn Gustav Müller war gestorben. 1934 war er noch aus Anlaß seiner 25jährigen Mitgliedschaft beim Gesangverein Liederkranz mit einer Ehrenurkunde ausgezeichnet worden.

Nach dem Tode ihres Mannes am 19. Februar 1935 war die Witwe Luise Müller gezwungen, die Wirtschaft zu übernehmen. Am 25. Februar 1936 wurde ihr dann die Genehmigung erteilt, Wirtschaft und Metzgerei weiterzuführen. Da seit 1933 der Sohn Reinhold Müller im Geschäft mitarbeitete, konnte der Weiterführung nichts mehr im Wege stehen. Am 12. November 1938 hatte das letzte Gansessen stattgefunden, und der Ausbruch des zweiten Weltkrieges 1939 bereitete diesem schönen Brauch ein jähes Ende, denn Reinhold Müller wurde zu den Waffen gerufen, und die Witwe mußte nun allein den Betrieb weiterführen. Am 21. März 1942 sah sie sich gezwungen, folgende Bitte an das Landratsamt einzureichen: „Wegen der Einberufung meines Sohnes Reinhold Müller, geboren am 10. März 1914, welcher sich seit dem 26. August 1939 bei der Wehrmacht befindet, sehe ich mich gezwungen, auch meinen Gastwirtschaftsbetrieb mit Wirkung vom 1. April 1942 an bis auf Weiteres zu schließen ...“ Sie erwähnte noch, daß sie trotz ihrer 63 Lebensjahre noch einen ansehnlichen Bauernbetrieb bewirtschaftete, bei der ihr ihre Schwiegertochter und ein französischer Kriegsgefangener behilflich seien. Die Genehmigung wurde dann am 2. April 1942 erteilt. Ab 15. November wurde die Wirtschaft wieder eröffnet, jedoch im folgenden Frühjahr suchte die Witwe erneut um Genehmigung zur Schließung nach.

Und auch in den folgenden Jahren war die Wirtschaft immer wieder nur zeitweise geöffnet, die Metzgerei aber den ganzen Krieg über geschlossen.

In der Nacht zum 6. April 1945 zogen sich die deutschen Truppen über den Heuchelberg zurück. Die Franzosen rückten den Deutschen nach und besetzten noch am gleichen



3 Generationen Müller: Reinhold Müller, geb. 1914; Helmut Müller, geb. 1942; Bernd Müller, geb. 1965

Tage Orte im Zabergäu, darunter auch Botenheim. Als die Marokkaner in den „Grünen Baum“ kamen, waren alle Familienangehörigen im Keller. Als die Mutter aus dem Keller heraufkam, mußte sie als erstes feststellen, daß alle Hühner verschwunden waren. Auch hatten sie ein Motorrad mitlaufen lassen, das im Stroh versteckt war. Da sich zwei Offiziere in der Wirtschaft einquartiert hatten, wurde das Gasthaus vor weiteren Plünderungen bewahrt. Später lösten dann die Amerikaner die Marokkaner ab.

Nach Darlegung triftiger Gründe suchte die Wirtin Luise Müller darum nach, ihre Wirtschaft ab 15. Februar 1946 wieder schließen zu dürfen, jedoch verpflichtete sie sich, sobald ihr Sohn Reinhold aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt sei, die Gastwirtschaft wieder offenzuhalten. Am 21. Februar kam dann die Genehmigung, die Wirtschaft bis zum 1. Oktober geschlossenhalten zu dürfen. Bis zum Jahr 1948 war die Wirtschaft immer wieder den Sommer hindurch geschlossen, erst 1949 sah sich Frau Luise Müller in der Lage, ihren Betrieb ihrem aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Sohn zu übergeben.

Der am 18. März 1914 geborene Reinhold Müller war am 22. November 1949 in Moskau entlassen worden. Um die Summe von 10000 DM hatte er ab 15. Oktober 1950 den gesamten Betrieb einschließlich „Erbhof“ übernommen und die erforderlichen Räume bereits völlig umgebaut und erneuert, so daß sie in polizeilicher und hygienischer Hinsicht den Vorschriften des Gaststättengewerbes entsprachen. Nachdem auch die Schatten der Währungsreform 1948/49 überwunden waren, konnte 1951 wieder mit dem Gansessen begonnen werden, an dem sich 57 Gäste beteiligten. Im Jahr 1964 trat dann sein Sohn Helmut in den Betrieb ein, am 1. Februar 1970 wurde ihm der Betrieb übergeben, und am 5. Februar erfolgte der entsprechende Vertragsabschluß. Der am 5. März 1942 in Botenheim geborene Sohn hatte eine gründliche Berufsausbildung hinter sich und hatte sich verpflichtet, mit seiner Ehefrau Ursula Reinwald aus Schwaigern das übernommene Geschäft im Sinne der Eltern weiterzuführen und es ohne Einwilligung der Eltern weder zu verkaufen noch zu verpachten. In der Folgezeit wurden diesem Ehepaar zwei Söhne und eine Tochter

geboren, so daß auch für die Zukunft der Weiterbestand der Familie auf dem „Grünen Baum“ gesichert ist.

Nach der Übernahme des Betriebes konzentrierte sich sein Hauptaugenmerk auf die Metzgerei, in der seine Frau vorwiegend die Ladengeschäfte besorgt, während in der Gastwirtschaft und Küche seine Mutter und seine Schwester Margarete Köhler mitarbeiten. Der Vater aber widmet sich seit der Abgabe des Betriebs nahezu ausschließlich dem Weinbau, und der Sohn hat erst in jüngster Zeit seinen Metzgereibetrieb modernisiert, so daß auch für die Zukunft Gewähr geboten ist, daß man im „Grünen Baum“ wie eh und je gastliche Einkehr halten kann.

Dies ist die kurzgefaßte Geschichte der Gastwirtschaft seit ihrem Übergang an die Familie Müller vor 160 Jahren, und 80 Jahre sind vergangen, seit der Wirtschaft eine Metzgerei angegliedert worden ist.

Die Bromberger Mühle

von Ernst Ott

Die vor über 370 Jahren erbaute Bromberger Mühle bei Spielberg, einst Herrenmühle, ist heute mit ihrem gigantischen Wasserrad eine der Sehenswürdigkeiten im Kirbachtal. Der jetzige Besitzer, Gustav Weißert, der seine Tätigkeit in der Güglinger Stadtmühle in jüngere Hände übergab, hat, als die Bromberger Mühle 1960 den Betrieb einstellte, das Anwesen erworben und zu landwirtschaftlichen Zwecken genützt. Angeregt vom Denkmalschutz hat er sich zur Aufgabe gemacht, das Gebäude zu erhalten und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Bauarbeiten, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden, dienten nicht nur der Modernisierung der Wohnung, sondern hauptsächlich der Erhaltung des schönen Fachwerkbaues und zur besseren Besichtigung eines der größten Wasserräder Süddeutschlands.

Ein schöner alter Mühlstein am Eingang zu dem Anwesen erinnert den Vorübergehenden an die Tradition des Gebäudes. Verschiedene alte Mühlsteine, die noch beim Haus aufgestellt sind, könnten viel erzählen von ihrer Tätigkeit und von ihren Besitzern, denn Steine, Wasser und Müllner werden immer noch im Volkslied besungen und werden auch in Zukunft nicht so schnell vergessen werden.

Schon jahrhundertlang hat die Menschheit die Schwerkraft des Wassers zur Energiegewinnung genutzt. Die Umdrehungen eines Wasserrades, vervielfacht durch Zahnräder und Transmissionen, konnten die runden Mühlsteine, die durch ein Loch in ihrer Mitte an einer senkrechten Welle (Mühleisen) befestigt waren, in einen schnellen Kreislauf bringen. So entstand auf einem feststehenden und einem sich bewegenden Stein eine Reibfläche, zwischen die das Korn geleitet wurde. Die Steine mußten in der Härte aufeinander abgestimmt sein. Daher entstand das Sprichwort: „Zwei harte Steine mahlen nicht gut.“ Es war die Kunst des Müllners, durch weiteres oder näheres Zusammenlassen der Steine das Mahlen zu regulieren.

Zuerst wurde grob geschrotet und davon das Grießmehl abgeseibt. Dann wurde immer feiner gestellt, und jedesmal wurde das Mahlgut durch Siebe gerüttelt. Aus dem zerrissenen Korn kam zuerst das Weißmehl, dann wurde es immer dunkler, weil der Spelz immer mehr mitgerissen wurde. Es lag in der Hand des Müllners, wann er den Sack mit dem Weißmehl zuband. Er bestimmte damit die Qualität. Das andere war das nahrhafte gute Schwarzmehl. In früheren Zeiten machte man auch ein Zwischenmehl. Das gab dann das beliebte Bollbrot. Was übrigblieb, die Kleie und der Spelz, wurden nur als Viehfutter verwendet.



*Die Bromberger Mühle mit dem
heute zerstörten Wasserrad*
Fotos: Bader, Sachsenheim



Die Bromberger Mühle, als Herrenmühle bezeichnet, wurde nach der Jahreszahl über der Haustür 1610 fertiggestellt. Nach den Forschungen von Frau M. Koch, Sachsenheim, hat der Forstmeister am Stromberg, Poppo von Witzleben, die Mühle am Kirbach erbaut. Er hatte zuvor von seinem Schwiegervater, Dr. Gadner, den unteren Bromberg geerbt. Um diese Zeit war das Bromberger Gut in zwei Teilen bewirtschaftet. Der untere Bromberger Hof, auch als „Neues Haus“ bezeichnet, wurde um das Jahr 1601 am Bromberger Pfad gebaut. Gegenüber der Bromberger Mühle über der Straße ist heute noch eine Vertiefung im Gelände, wo die Gebäude des unteren Bromberg standen. Alte Leute sprechen heute noch vom „Hofplätzle“ in den Säugärten. Die Namen „Melkerwäldle“ und „Melkerbrückle“ weisen darauf hin, daß auf dem herrschaftlichen Hof später eine Melkerei (Meierei) betrieben wurde. Man kann also annehmen, daß der Bau der Mühle einige Jahre später von hier aus betrieben wurde.

Dem Bau ging ein Streit voraus zwischen den Erben des oberen Brombergs (auf dem Schlößlesbuckel), die auch Besitzer der Schippachmühle waren, und dem Besitzer des unteren Brombergs, Poppo von Witzleben. Es wurde befürchtet, daß den Wiesen und den Haslacher Mühlen zuviel Wasser entzogen würde. Das stattliche Gebäude wurde für die damalige Zeit mit großem Aufwand gebaut, wie heute noch das schöne Fachwerk bezeugt. Die Wohnräume über der Mühle waren großzügig angelegt und hatten den Charakter einer herrschaftlichen Wohnung.

In einem über 1,3 km langen Kanal wurde das Wasser an die Mühle herangeführt, um das Gefälle von über 10 m zu erhalten. Diese Wasserkraft wurde durch zwei kleine Wasserräder ausgenützt. Das erste am Hauptgebäude trieb die Mahlmühle. Dann lief der Mühlbach über den Hof zu einem kleinen Gebäude, an dem auch ein Wasserrad eine Mühle betrieb, die nach der Karte von Steinbeis als Ölschlag bezeichnet wird. Dieses kleine Mühlengebäude wurde erst vom jetzigen Besitzer abgebrochen.

Die adelmännische Zeit der Herrenmühle fand ihr Ende, als 1664 der letzte Besitzer der ganzen Bromberger Herrschaft alles an den Herzog von Württemberg verkaufte, der sie an Bestandsmüller verpachtete. Nach den verheerenden Franzoseneinfällen verkaufte der Herzog die Mühle 1696 an die Gebrüder Rieger von Ochsenbach. Deren Nachkommen betrieben lange Zeit den Pferdepostbetrieb nach Vaihingen.

Mit Auszügen aus alten Akten und Kirchenbüchern hat uns Maria Koch mit einer von ihr nicht mehr zu Ende gebrachten Familienforschung über die Bewohner der verschiedenen Häuser in Spielberg 23 Namen überliefert, die als Bestandsmüller (Pächter) oder Eigentümer auf der Bromberger Mühle genannt werden. Entsprechend den Zeitabständen der Jahreszahlen könnten damit alle Pächter oder Eigentümer bis zum heutigen Besitzer fast sicher festgestellt sein. Wenn man das Baujahr 1610 zugrunde legt, so kann man annehmen, daß der 1623 genannte „Bernhard Majer, gewesener Müller uff dem neuen Hoff Forstmeisters“, der erste Müller auf der Bromberger Mühle war. Es würde zu weit führen, alle 23 Namen mit den entsprechenden Jahreszahlen, die in mühevoller Arbeit zusammengetragen wurden, zu nennen. Am 5. September 1726 wird von einem tragischen Tod eines 29jährigen Müllers berichtet: „Bei Herüberführung seines Weines von Spielberg auffe Ochsenbach in dichtem Rausch von der Deichsel springend unter das Rad gefallen, vermutlich an innerer Entzündung gestorben.“

Daß die Mühle aber, obwohl näher bei Spielberg, auf Ochsenbacher Markung stand und dort ein Weiderecht hatte, dürfte manchmal zu gewissen Spannungen geführt und dazu beigetragen haben, daß die Bromberger Müller öfters im Spielberger Strafregister aufgetaucht sind:

„1695 der genannte forstliche Bestandsmüller hat sein Vieh auf den Salmenäcker und Krautgarten laufen lassen, Strafe 1 Schilling.“

„1710 derselbe mit den Eseln verbotenerweise über die Wiesen gefahren, Strafe 21 Kreuzer 4 Heller.“

„1733 Strafen: Der Müller hat seine Tauben verbotenerweise in der Saatzeit nicht eingesperrt, 1 Schilling.“

Erst in unserem Jahrhundert, um das Jahr 1908, wurde die Mühle von dem unternehmungslustigen Besitzer Georg Faist zu einer für die damalige Zeit modernen Mühle umgebaut. Das kleine Gebäude wurde stillgelegt und im großen Haus Platz für vier Mahlgänge geschaffen. Zu diesem Zweck mußte das ganze Gefälle am Hauptgebäude ausgenutzt werden, wozu an der westlichen Hauswand ca. 6 m in die Tiefe gegraben werden mußte, um das Riesenrad mit 9,3 m Durchmesser – nicht 8,5 m, wie irrtümlicherweise immer wieder angegeben wird – aufzunehmen. Das überschlächtige Schaufelrad war mit 75 Schaufeln bestückt, die sich oben vom hereinspringenden Bach füllen ließen und mit dem Schwerkraft des Wassers nach unten zogen, um sich dort wieder zu entleeren und erleichtert wieder hochzusteigen.

Doch der Fortschritt in der Modernisierung ging immer schneller. Von dem Besitzer G. Stengel wurde die Mühle mit Walzenstühlen ausgestattet, um der Konkurrenz standzuhalten, denn die sogenannten „Kunstmühlen“ machten immer mehr von sich reden. Das Korn wurde jetzt mit Metallwalzen gequetscht. Eine moderne Maschine, für die ein Teil der Wohnung geopfert wurde und die die ganze Höhe des Gebäudes in Anspruch nahm, besorgte jetzt die Aussiebung des Mehles. Immer noch fuhr das Fuhrwerk des Müllers mit Pferdeschellen durch das Tal, um die Kundschaft zu bedienen. Doch die Entwicklung unserer Zeit hat alle Anstrengungen überholt, und so mußte die Mühle im Jahr 1960 ihre Tätigkeit einstellen.

Aber dem Wasserrad ist die Ruhestellung schlecht bekommen, denn seit der Einstellung des Mahlbetriebes konnten dem Rad nicht mehr die nötigen Reparaturen und Pflege erbracht werden. Auch fehlte ihm teilweise sein Element, das Wasser, was zur Austrocknung führte.

Erst nachdem durch die Schneeschmelze im Frühjahr 1978 die ersten Teile des Rades in sich zusammenbrachen, kam auch etwas Bewegung in die zuständigen Behörden. 1980, so sagt der Besitzer, wurde die gesamte Mühle unter Denkmalschutz gestellt. Auch er ist auf dem besten Wege, die Mühle in ihrem alten Zustand zu erhalten. Aber für die Erneuerung des Rades müßte er die finanzielle Unterstützung der Behörden haben. Die noch im Familienbesitz befindliche Erbauerfirma Kugler in Burgstall hat noch die Pläne für das von ihrem Urgroßvater erbaute Wasserrad im Besitz. Gerne würde die Firma die Pläne hervorholen und das bekannt gewordene Werk ihres Vorfahren wieder instand setzen. Ein vielseitiger Wunsch wäre, daß die Bromberger Mühle mit ihrem schönen Fachwerk und ihrem schon weithin bekannt gewordenen Wasserrad erhalten bliebe und den vielen Besuchern einen Einblick in vergangene Zeiten geben könnte.

Unter dem Hakenkreuz

(Aus „Ein halbes Jahrhundert als Güglinger Bürger“)

von Hermann Krauß

In einer umfangreichen Darstellung „Als kleiner Mann im großen 20. Jahrhundert“ versucht Hermann Krauß (Jahrgang 1904) das allmählich zu Ende gehende Jahrhundert auf sehr persönliche Weise in Wort, Bild und durch Zeittafeln so zu schildern und zu besprechen, wie er es selbst „hautnah“ erlebt hat. Der Abschnitt „Ein halbes Jahrhundert als Güglinger Bürger“ befaßt sich in diesem Zusammenhang auch mit einem Stück der engeren Heimatgeschichte Güglingens, wobei die Zeitspanne „Unter dem Hakenkreuz“ nicht umgangen wird. Daraus bringen wir einige Leseproben mit überörtlicher Thematik.

I. Eine brennende Zeitfrage

1982. Eine kleine Gesellschaft saß nach des Tages Hitze im Schatten auf einer Gartenterrasse. Man unterhielt sich u. a. auch über die Besucher aus Norwegen, welche auf einer Deutschlandfahrt hier in Güglingen bei Privatleuten Quartiere bezogen hatten. Man freute sich noch nachträglich über diese sympathischen Gäste aus dem hohen Norden, über ihr bescheidenes Auftreten und bedauerte nur, daß die beiderseitigen Sprachschwierigkeiten keine eingehenderen Gespräche aufkommen ließen.

Doch es gab auch Ausnahmen. Ein Gastgeber berichtete, daß sein Besuch etwas Deutsch konnte und die Gelegenheit benützen wollte, um nachzufragen, wie es bei uns eigentlich während der Hitlerzeit gewesen sei. Der Gastgeber jedoch mußte eingestehen, daß er über diese Zeit nur sehr lückenhaft informiert sei. Die Nachfrage des Norwegers kann man gut verstehen: Hitlers Truppen hatten seinerzeit innerhalb kürzester Frist ein militärisches Machtgebilde errichtet, welches vom Nordkap bis Nordafrika, vom Atlantik bis zur Wolga reichte. Da müssen bei jedem historisch interessierten Menschen doch unweigerlich Vergleiche mit Napoleon, Attila oder den großen mongolischen Eroberern aufkommen, insbesondere auch, wenn das eigene Heimatland Norwegen zu den damals besetzten Gebieten zählte.

Zu seinem großen Erstaunen mußte er aber jetzt im Heimatland Hitlers hören, daß die Generation der etwa 40jährigen Deutschen über jene Zeit kaum Auskunft geben kann, und diese wiederum hatten erfahren, daß ihre Väter über solche Fragen sich zumeist in Schweigen hüllten, sofern es aus ihnen nicht bei Gelegenheit wie mit Urkraft herausbrach, was sie persönlich zu erleben und auszustehen hatten.

Man erzählte auch, daß ein junger Vikar, auf die Hitlerzeit angesprochen, eine solche Frage ungerührt zurückgewiesen hätte mit dem Bemerkten, er selbst sei damals noch nicht auf der Welt gewesen, weshalb ihn die ganze Problematik überhaupt nichts angehe. Was würde der junge Gottesmann und Seelenpfleger wohl sagen, wenn man ihm mit gleicher Nonchalance erklären würde, man sei damals auch noch nicht auf der Welt gewesen, als man Jesus Christus ans Kreuz geschlagen hat, und daß man sich folglich von dieser so weit zurückliegenden Geschichte auch nicht mehr berührt fühle?

Der Problemkreis „Hitler und Nationalsozialismus“ wird in allen ehemals besetzten Gebieten und insbesondere in den Familien der besonders betroffenen Opfer noch sehr lange weiterschweben, während er bei uns nach Möglichkeit – bewußt oder unbewußt – verdrängt und vergessen wird. Die Gründe sind vielfältig, je nach der persönlichen politischen Grundeinstellung oder besonderer Gemütslage etwa als Heimatvertriebener, und die drohenden Rufe „Nestbeschmutzer“ von seiten der Schlußstrichschreier besorgen vollends den Rest.

Bedenkt man die säkularen Folgen der Hitlerschen Aktionen, die Zweiteilung Restdeutschlands, die Gebietsverluste, die klaffenden Grenzgräben zwischen West und Ost und nicht

zuletzt die vielen Millionen Toten, so müßte uns doch daraus die Pflicht erwachsen, Fragen zu stellen. Oder sollen wir uns weiterhin um unbequeme Fragen herumdrücken, historische Fakten übersehen oder gar abstreiten, sollten wir nicht vielmehr nachforschen, wie es geschehen konnte, daß ein Emporkömmling ein ganzes Volk für seine abstrusen Ideen einspannen konnte? Mit welchen Mitteln und Methoden konnte es damals zu einer solchen „Machtergreifung“ kommen, auch hier in Güglingen und im gesamten Zabergäu? Könnte sich ein solcher Vorgang wiederholen?

Wir treiben Geschichte nicht der Vergangenheit wegen oder gar um einige Mitbürger in Verlegenheit zu bringen, deren Eltern und Großeltern sich damals im besten Glauben hatten einfangen und übertölpeln lassen. Wir erhoffen uns vielmehr aus geschichtlichen Erkenntnissen Einsichten für die Gestaltung unserer Zukunft und Schutz vor schlimmen Wiederholungen.

Es ist staatspolitisch weder heilsam noch besonders förderlich, wenn man die Hitlerzeit zur Tabu-Zone abstempelt, sie allenfalls vorsichtig herunterspielt, wenn man sie schon nicht gänzlich ausklammern kann. Eine solche Berührungsfurcht hat schon merkwürdige Blüten getrieben.

In dem großen Buch über den Stadt- und Landkreis Heilbronn aus dem Theiss-Verlag habe ich vergeblich nach dem Namen Hitler gesucht, und im Personenverzeichnis des entsprechenden Werkes über den Kreis Heidenheim aus demselben Verlag steht er auch nicht drin, doch fand ich ihn wenigstens innerhalb des Textes bei einer Würdigung des Attentäters Elser aus Königsbronn.

Auch das Heimatbuch Brackenheim äußert sich über die braune Zeit mit größter Zurückhaltung. Es berichtet aber, daß und wie der Krieg kurz vor seinem Ende sogar noch höchstpersönlich nach Brackenheim gekommen ist, doch eine direkte Verbindung dieser Schreckenszeit zu Hitler und dessen Partei wird nicht gezogen.

Man braucht sich deshalb auch nicht zu wundern, wenn in Heilbronn und anderswo Rathausprotokolle, Briefe und sonstige Dokumente verschwunden sind, wenn sich die Stuttgarter fast verzweifelt gegen die Veröffentlichung einer rückhaltlos offenen Chronik über die Zeit vor und nach 1933 herumdrukken versuchen. Man darf jetzt schon gespannt sein, in welcher Weise die 50jährige Wiederkehr der „Machtergreifung“ behandelt und gewürdigt werden wird.

Allmählich ist man versucht, der Annahme zuzuneigen, die Person Hitler sei nur eine mystische Sagengestalt, von welcher ein korrekter Chronist sich tunlichst distanziert.

Was wiegen heute schon alle geopolitischen Folgen, der Verlust Königsbergs und Breslaus, die Zweiteilung Restdeutschlands, all die unerhörten Menschenopfer, die Leiden der Gefangenen und Flüchtlinge, das Leid und die Not der Hinterbliebenen, wenn man es für angebracht hält, eine schützende Hand über die Zeit des „Tausendjährigen Reiches“ auszubreiten! Doch gerade Historiker sollten es doch am besten wissen:

Die Geschichte ist wie die Natur selbst; langmütig und scheinbar unendlich geduldig, aber zu gegebener Zeit schlägt sie wie diese gnadenlos zurück und pflegt genauso alle Schulden mitsamt den aufgelaufenen Zinsen bis auf den letzten Heller einzutreiben. Sind unsere sterbenden Wälder nicht auch eine Art letzte Warnung? Die Geschichte hat die unschuldig Gemordeten, die Geschändeten und kläglich Umgekommenen bestimmt nicht vergessen. Wird es vielleicht für unsere junge Generation einmal heißen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“?

Denn mit den Toten ist wirklich nicht zu spaßen! Die kümmern sich weder um satte Wählermehrheiten noch scheuen sie sich, gegebenenfalls einen stolzen Ministerpräsidenten gerade dann von seinem hohen Sessel herunterzuholen, wenn er sich auf dem Gipfel seiner Lebenslaufbahn wähnt.

Ganz sicher wird uns allen eine Endabrechnung nicht erlassen werden; denn gegen Mord helfen auch die dicksten Schlußstriche gar nichts! Dreißig Jahre lang hat uns ein beispielloser Wirtschaftsaufschwung in falsche Sicherheit gewiegt. Doch diese Phase ist vorüber und endgültig Vergangenheit geworden. Auf dem abgeräumten Brett werden jetzt alle

Figuren neu gestellt. Die im angefangenen Jahrzehnt sichtbar werdenden Entwicklungen sollten uns alle mehr als nur sehr nachdenklich stimmen.

II. Auf legalem Weg zur Diktatur

Im November 1923 hatte Hitler versucht, durch einen gewaltsamen Putsch zur Macht zu gelangen. Dieses Abenteuer im Münchener Bürgerbräukeller scheiterte kläglich. 1924, nach vorzeitiger Entlassung aus der Festungshaft in Landsberg, schlug Hitler einen anderen Weg ein. Streng nach den Artikeln der Weimarer Verfassung wollte er jetzt sein Ziel erreichen. Weil er als Staatenloser damals nicht wählbar war, versuchten seine Freunde, ihm die deutsche Staatsbürgerschaft über einen beamteten Posten zu verschaffen. Zuerst war die Rede von der Stelle eines Gendarmen in Hildburghausen, doch als Frick 1929 in Thüringen Minister geworden war, ernannte er seinen Parteigenossen Hitler zum Regierungsrat, und mit dieser Ernennung war der „Führer“ automatisch auch Reichsdeutscher geworden. „Wer brav legal bleibt früh und spät, wird endlich auch Regierungsrat“ spottete damals der „Simplicissimus“.

Vor dem Reichsgericht in Leipzig beschwor Hitler seinen festen Entschluß, sich streng legal zu verhalten. Dieser Weg dauerte zwar länger, führte ihn aber am Ende zum gewünschten Erfolg: *Die Wählerstimmen seiner Anhänger machten die NSDAP zur stärksten Fraktion des Deutschen Reichstags und trugen ihn damit ins Kanzleramt.*

Nachträglich möchte man heute über alle deutschen Wähler, welche damals vor der „Macht-ergreifung“ für Hitler gestimmt hatten, in die Bitte ausbrechen: „Herr, vergib ihnen“; denn sie ahnten nicht, was sie da mit ihrem Stimmzettel heraufbeschworen hatten. Sie wollten ganz bestimmt keinen Krieg und auch keine KZ-Mordanstalten, keine Zerstörung des Deutschen Reiches; sie waren überzeugt, daß der „Führer“ unser Vaterland aus der entsetzlichen Arbeitslosigkeit heraus und in eine bessere Zukunft führen werde. Gläubig und begeistert legten sie diesem Menschen bereitwillig sogar ihre persönlich Freiheit vor die Füße, und dieser Adolf nahm sie ihnen und letztlich auch uns allen weg wie ein Spielzeug, welches man unmündigen Kindern vorsichtshalber aus den Händen nimmt. Am Beispiel einer solchen demokratischen Selbstaufgabe kann man lernen, wie bleischwer ein Stimmzettel auf die Waage der Geschichte fallen und eine ganze Welt in heillose Unordnung versetzen kann.

Das ganze deutsche Volk war an dieser Entwicklung beteiligt. Es gab lange und erbitterte Auseinandersetzungen und in deutschen Großstädten oft blutige Straßenschlachten. In welchem Ausmaß das Zabergäu an dem schmerzhaften Prozeß der Meinungsbildung teilgenommen hat, mag aus der beigefügten Aufstellung über die von der NSDAP in den Jahren 1924 bis 1933 erlangten Wählerstimmen andeutungsweise entnommen werden. Damals ging das alte Sprichwort um: „Nur die allergrößten Kälber wählen ihren Metzger selber!“

Das Hohenloher Land war stellenweise schon längst eine feste Domäne der NSDAP geworden, als man sich in Güglingen und überhaupt im ganzen Zabergäu der neuen Partei gegenüber noch recht zurückhaltend verhielt. Der Württembergische Bauern- und Weingärtner-Bund hielt zunächst noch unangefochten seine erste Stellung unter dem Wählervolk. Über dem Heuchelberg drüben aber dachte man in verschiedenen Orten schon wesentlich anders. Dort soll ein Pfarrer Dr. Steeger sehr wirkungsvoll für Hitler eingetreten sein und außerdem ein junger Lehrer, welcher es verstanden hätte, seine Dorfjugend zu aktivieren, so daß man sich sogar heute noch fast schwärmerisch an diesen Mann erinnere.

Im politisch fiebrigen Jahr 1932 mit seinen 5 Wahlgängen kündigte sich der Umschwung deutlich an, wenn auch die Novemberwahl 1932 für die Hitlerpartei einen empfindlichen Rückschlag gebracht hatte. Nur Stockheim allein stand damals wie ein Fels in der braunen Brandung: Als 1932 in Güglingen 229 Stimmen für Hitler abgegeben wurden, waren es in Stockheim nur 6, dafür aber 206 für das (katholische) Zentrum!

Viele Aufzeichnungen aus der NS-Zeit sind heute verschwunden; auch nach Zeitungstücken sucht man weithin vergebens. Anbei eine Aufstellung über Wahlergebnisse der NSDAP in den Gemeinden des Zabergäus und einiger umliegender Ortschaften aus der Zeit zwischen 1924 und 1933:

Wahlergebnisse der NSDAP ab 1924

R = Wahl zum Reichstag

L = Landtagswahl

P = Wahl des Reichspräsidenten

Orte und Anzahl der Stimmberechtigten (etwa)	L	R	R	L	R	R	P	P	L	R	R	R	
	4.5. 1924	4.5. 1924	7.12. 1924	20.5. 1928	20.5. 1928	14.9. 1930	13.3. 1932	10.4. 1932	24.4. 1932	31.7. 1932	6.11. 1932	5.3. 1933	
Güglingen	880	4	5	3	2	0	26	224	236	176	265	229	394
Eibensbach	200	1	2	0	0	0	2	26	51	33	27	12	80
Frauenzimmern	270	0	1	2	1	0	0	25	27	7	34	20	68
Brackenheim	1110	16	19	5	2	2	78	217	249	190	315	213	406
Botenheim	480	1	0	1	1	0	2	135	175	96	207	179	282
Cleebronn	850	3	2	4	2	3	1	41	70	40	106	62	207
Dürrenzimmern	400	2	2	1	3	2	1	101	108	73	91	69	156
Haberschlacht	249	0	1	1	0	0	1	33	37	20	58	44	97
Hausen	535	3	3	1	4	2	5	40	42	31	41	29	83
Kleingartach	590	3	3	0	1	1	21	127	162	96	108	107	313
Leonbronn	340	1	1	0	0	0	6	57	45	40	47	39	102
Massenbach	480	90	44	36	4	3	16	128	120	54	113	81	245
Meimsheim	620	4	4	0	4	4	6	49	66	30	88	52	120
Michelbach	229	5	6	0	0	0	0	25	56	30	32	30	85
Neipperg	275	1	1	0	2	0	9	121	112	95	89	71	157
Niederhofen	365	1	1	0	4	3	21	158	133	109	115	100	233
Nordhausen	207	0	1	0	2	0	3	29	35	21	33	28	86
Nordheim	1400	24	21	7	1	1	26	296	314	215	313	238	453
Ochsenburg	373	0	0	2	0	0	12	108	124	70	92	72	149
Pfaffenhofen	665	4	5	0	3	2	7	59	101	37	54	44	177
Schwaigern	1540	67	53	65	15	12	176	403	424	342	418	410	656
Stetten	645	23	26	9	5	5	37	282	306	208	222	224	447
Stockheim	313	9	8	1	0	0	3	26	17	7	13	6	43
Weiler	238	0	0	2	3	3	1	78	109	81	108	87	113
Zaberfeld	535	4	5	9	5	5	28	95	177	107	126	45	229

Am 5. März 1933, keine zwei Monate nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler durch den Reichspräsidenten von Hindenburg, gab es nochmals eine einigermaßen freie Reichstagswahl, wenn man von der fanatisierten NS-Propaganda absieht. Und diese Wahl bewirkte den endgültigen Durchbruch der braunen Herrschaft zur Diktatur. Im November 1933 wurde nochmals gewählt, doch konnte ich für diese Wahl bisher nur eine einzige Zahl aus dem Zabergäu bekommen. In fast allen Gemeinden sind die Unterlagen für die Wahlen aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden.

Unmittelbar vor seiner Ernennung zum Reichskanzler hatte Hitler dem greisen Reichspräsidenten fest in die Hand versprochen, die Reichsverfassung auch weiterhin strikt zu achten, doch schon wenige Tage danach, am 4. Februar, und nach dem heute noch dubiosen Reichstagsbrand nochmals am 28. Februar, nötigte er Hindenburg die Gegenzeichnung zweier Notverordnungen auf, mit welchen fast alle Verfassungsartikel außer Kraft gesetzt wurden, welche bisher die persönlichen freiheitlichen Rechte aller Bürger garantiert hatten. Nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 forderte und erhielt er am 23. März vom Parlament ein auf vier Jahre ausgestelltes Ermächtigungsgesetz mit 441 : 94 Stimmen. Alle bürgerlichen Parteien stimmten zu (Theodor Heuss war auch dabei); die Fraktion der SPD stimmte dagegen. 16 ihrer Abgeordneten fehlten, weil man sie inzwischen schon verhaftet hatte. Die neugewählten Abgeordneten der KPD konnten nicht abstimmen, weil man ihre Mandate vorher schon als ungültig erklärt hatte. So endete die Weimarer Demokratie. Durch Selbstaufgabe!

Am 20. März 1933 wurde das Konzentrationslager Dachau eröffnet; am 28. März rief die NSDAP zum allgemeinen Judenboykott ab 1. April die gesamte Bevölkerung auf. Begriffe wie „Kompromiß“ oder „Demokratie“ wurden auf die Stufe von Schimpfwörtern gesetzt. An die Stelle freier Diskussion und Wahl trat das „Führerprinzip“: Klare Befehlsgewalt von oben nach unten sowie bedingungsloser Gehorsam der „Gefolgschaft“. Dieser blinde Gehorsam wurde zur Sicherheit auch noch durch feierliche Eidesleistungen festgeschrieben und damit im persönlichen Gewissen eines jeden Menschen fest verankert.

1938 waren bei Wahlen fast überall 100 % erreicht. Über Wahlschwindel Näheres an anderer Stelle. Wie gläubig-naiv viele Leute darauf hereinfließen, kann man z.B. in einer alten Zeitschrift nachlesen: „Die Gemeinden des früheren Kreises Brackenheim, die Heilbronn zugeteilt worden waren, hatten überhaupt keine Neinstimme aufzuweisen, ein Ruhmesblatt für alle Zeiten für die Bevölkerung des Zabergäus.“

Das war auch die Zeit, als man allen Brautleuten nach der standesamtlichen Trauung, sozusagen als politische Traubibel, Hitlers Buch „Mein Kampf“ feierlich überreichte. Nach dem kläglichen Zusammenbruch 1945 aber ließen die meisten der damit Beglückten den „Krampf“ schleunigst verschwinden. Heute jedoch versuchen einige Unbelehrbare schon wieder, Nachdrucke oder Originalstücke dieses Machwerks als wertvolles Zeitdokument für teures Geld zu verhöckern.

III. Machterwerbung und Machterhaltung durch Propaganda

„Vierzehn Jahre lang bin ich wie ein Magnet über das deutsche Volk hin- und hergefahren, und schließlich haben alle guten Deutschen den Weg zu mir gefunden!“ So tönte Hitler als neuernannter Reichskanzler durch alle Lautsprecher Deutschlands, doch diese selbstgerechte und prahlerische Feststellung war genau betrachtet nichts anderes als geschickte Propaganda, und auf dieses Handwerk verstand er sich schon seit Jahren. Als „Trommler“ war Hitler nach dem ersten Weltkrieg durch die Biersäle Münchens und auf die freien Plätze gezogen; denn er hatte doch „beschlossen, Politiker zu werden“.

Der dumme und kurzsichtige Versailler Friedensvertrag, die große Inflation und anschließend die steigende Arbeitslosigkeit lieferten ihm genügend Stoff und auch die wich-

tigste Zielgruppen: die durch die Niederlage Deutschlands in ihrem Ehrgefühl verletzten Patrioten, das durch die Inflation verarmte Bürgertum sowie die in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit versinkenden Arbeitslosen.

Wie ein Schauspieler studierte Hitler seine Reden und auch die möglichst wirkungsvollsten Gesten ein; mit steigendem Erfolg sorgten seine Anhänger als freiwillige Helfer, als „Sturm-Abteilungen“ (SA) für den Saalschutz während seiner Auftritte. Sehr früh schon gehörte der „Völkische Beobachter“ zu seinen Möglichkeiten, sich im ganzen Reich tagtäglich Gehör zu verschaffen. Dann kamen die Reisen durch ganz Deutschland im Auto und als höchst wirksame Neuheit die Benützung eines eigenen Flugzeugs.

Als Hitler Reichskanzler geworden war, standen ihm nun auch die Machtmittel des Staates zur Verfügung, welche er sofort rücksichtslos für seine Zwecke in Anspruch nahm. Von Anfang an war er bei seinen Propaganda-Unternehmen auf Doppelschienen gefahren: Verbale Verführung auf der einen Schiene, und Einschüchterungen, Drohungen und brutales Auftreten auf der anderen. Schon vor der „Machtergreifung“ wurden seine Versammlungen durch uniformierte SA-Schläger abgesichert, und als er nun trotz seiner beschworenen Verfassungstreue darangehen konnte, Abgeordnete, Gewerkschaftler, Juden, Kirchenleute und andere mißliebige Personen ohne weiteres einzusperrern und der fürsorglichen Betreuung durch seine milden und feinfühligten SA-Leute in den neugeschaffenen „Schutz“-haftlagern anzuvertrauen, kam besonders der zweite Teil seiner Propagandamethoden zum Tragen: Unsicherheit, Angst und Schrecken griffen um sich. Niemand hatte bisher eine ähnliche Mißachtung aller Menschenrechte erlebt. Jedermann mußte zur Kenntnis nehmen, daß wir jetzt in einem neuen Deutschland lebten.

Lassen wir zur Illustrierung den damaligen preußischen Innenminister Hermann Göring selbst zu Wort kommen:

(1934): „In erster Linie erschien es mir entscheidend wichtig, die Polizeiwaffe fest in die eigene Hand zu bekommen. Hier nahm ich denn die ersten umfassenden Veränderungen vor. Von 32 Polizeipräsidenten entfernte ich 22 aus dem Amt. Hunderte von Inspektoren und Tausende von Polizeiwachmeistern folgten im Laufe des nächsten Monats. Neue Männer traten an ihre Stelle – und alle diese Männer kamen aus dem großen Reservoir der Sturmabteilungen (SA) und Schutzstaffeln (SS).“

(17. 2. 1933 in einer Dienstanweisung für die Polizei): „Wer im Dienst seine Pflicht tut, wer meine Anordnungen befolgt, wer aufs schärfste gegen Staatsfeinde vorgeht, wer rücksichtslos, wenn er angegriffen wird, von der Waffe Gebrauch macht, der kann meines Schutzes sicher sein. Wer hingegen sich feige vor der Auseinandersetzung drückt, wer nichts gesehen haben will, wer jetzt zögernd von seinen Machtmitteln Gebrauch macht, der müßte damit rechnen, von mir raschestens hinausgeworfen zu werden. Jede Kugel, die jetzt aus dem Laufe einer Polizeipistole geht, ist meine Kugel. Wenn man das Mord nennt, dann habe ich gemordet, das alles habe ich befohlen, ich decke das, ich trage die Verantwortung dafür und habe mich nicht zu scheuen.“

Auf der einen Seite rief Hitler immer wieder Gott und die Vorsehung an, sozusagen als Bürgen für die Ernsthaftigkeit seines geschichtlichen Auftrags, und spannte Presse, Film und Funk, Tagungen und Aufmärsche, Vorträge und Schulungen allesamt vor seinen Propagandakarren, auf der anderen Seite aber begann er mit einer hemmungslosen Judenhatz und eröffnete ein KZ nach dem andern.

Sieht man sich die Zahlen an, welche den steilen Aufstieg der NSDAP markieren, müßte man zu der Ansicht kommen, Hitler sei ein genialer Propagandist gewesen und hätte aus grenzenloser Liebe zu seinem deutschen Volk ein solch wildes Leben auf sich genommen. Aber hat er sein Volk wirklich geliebt? Seine letzten Vernichtungsbefehle gegen Schluß des Krieges reden eine ganz andere Sprache!

Ich habe seinen „Kampf“ niemals besessen, aber eingehend und sehr kritisch gelesen. Gelegenheit zu einem solchen Studium war damals reichlich geboten. Aus der Erinnerung hatte ich für diese Niederschrift seine Anleitung für eine gute Propaganda noch sehr gut in Erinnerung und auch einigermaßen richtig wiedergegeben. Durch einen Zeitungsaufsatz

von Richard Schmid in der Stuttgarter Zeitung vom 29. Januar 1983 ist mir aber jetzt der vollständige Text in die Hände gekommen, und ich möchte ihn hier wörtlich anführen. Hinter einem grausigen Deutsch erscheint die völlige Verachtung unseres Volkes ganz ungeschminkt und frech, doch die guten Deutschen hatten dies alles so wenig gelesen wie die anderen hirnrissigen Vorstellungen und Pläne des ganzen Machwerks, sonst wären sie doch einem solchen Politschwindler nicht haufenweise zugelaufen. Wer das angeführte Zitat aufmerksam durchliest, muß zu dem Schluß kommen: Hitler hatte sich nicht nur entschlossen, Politiker zu werden, er wollte uns auch noch als dumm verkaufen! Daß er im deutschen Volk so viele Helfershelfer und Henker finden konnte, gereicht uns wirklich nicht zur Ehre. Doch nun Hitler im Original:

„Jede Propaganda hat volkstümlich zu sein und ihr geistiges Niveau einzustellen nach der Aufnahme-fähigkeit des Beschränktesten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt. Damit wird ihre rein geistige Höhe um so tiefer zu stellen sein, je größer die zu umfassende Masse der Menschen sein soll. Handelt es sich aber, wie bei der Propaganda für die Durchhaltung eines Krieges, darum, ein ganzes Volk in ihren Wirkungsbereich zu ziehen, so kann die Vorsicht bei der Vermeidung zu hoher geistiger Voraussetzungen gar nicht groß genug sein.“

Wer Lust hat, mag dieses Sprachgewölle versuchsweise in normales Deutsch übersetzen. Immerhin, weil Hitler sich bei seiner Propaganda nach der Aufnahmefähigkeit der Beschränktesten seiner Zielgruppen richtete, erbrachte ihm diese Methode zahlenmäßig einen großartigen Erfolg.

Doch die Wahl am 5. März 1933 hatte die Zweidrittel-Mehrheit verfehlt. Ein solches Manko mußte schleunigst beseitigt werden, und mit dem eingeschüchternen Volk konnte man jetzt die tollsten Dinge drehen:

26. April Der Stahlhelmbund wird der Führung Hitlers unterstellt

2. Mai Gesetz gegen Überfremdung der deutschen höheren Schulen und Hochschulen
Zerschlagung der Freien Gewerkschaften

10. Mai Das Vermögen der SPD und des Reichsbanners wird beschlagnahmt

21. Juni Verbot der SPD, Verhaftung der Funktionäre

1. Juli Selbstauflösung des Christlich Sozialen Volksdienstes

3. Juli Einführung der Arierklausel in die deutschen Beamtenschaft

4. Juli Selbstauflösung der Deutschen und der Bayerischen Volkspartei

5. Juli Selbstauflösung der Zentrumspartei.

Jetzt hatten sich die Voraussetzungen für eine neue Wahl entscheidend geändert. Im November trat Hitler demonstrativ aus dem Völkerbund aus und rief das deutsche Volk auf, darüber in einer Volksabstimmung, verbunden mit einer neuen Reichstagswahl, abzustimmen. Danach brauchte man keine Zweidrittel-Sorgen mehr zu haben. Außer der NSDAP gab es keine anderen Parteien mehr.

Zahlen zu dieser Wahl habe ich bis jetzt nur für eine einzige Zabergäugemeinde erhalten. Wie sehr sich jeder Deutsche nunmehr unter Aufsicht und Kontrolle fühlen mußte, unterstreicht der Text eines Rundschreibens, welchen ich hier im Wortlaut bringen kann:

Außenstelle Heilbronn der Württ. Politischen Polizei

Heilbronn, den 27. November 1933, Klarastraße 23, Fernspr. S.A. 5270

An das Bürgermeisteramt ...

Die Außenstelle der Württ. Polizei hat das größte Interesse daran, zu erfahren, welche wahlberechtigten Personen bei der Volksabstimmung und Reichstagswahl am 12. November 1933 ihrer Wahlpflicht nicht genügt haben. Ich bitte, mir an Hand der amtlichen Wahllisten in einem Verzeichnis nach folgendem Muster diejenigen Personen aufzuführen, die am 12. November 1933 nicht gewählt haben.

Namen, Beruf, Geburtstag u. -ort, Wohnung, frühere Parteizugehörigkeit usw., Bemerkungen.

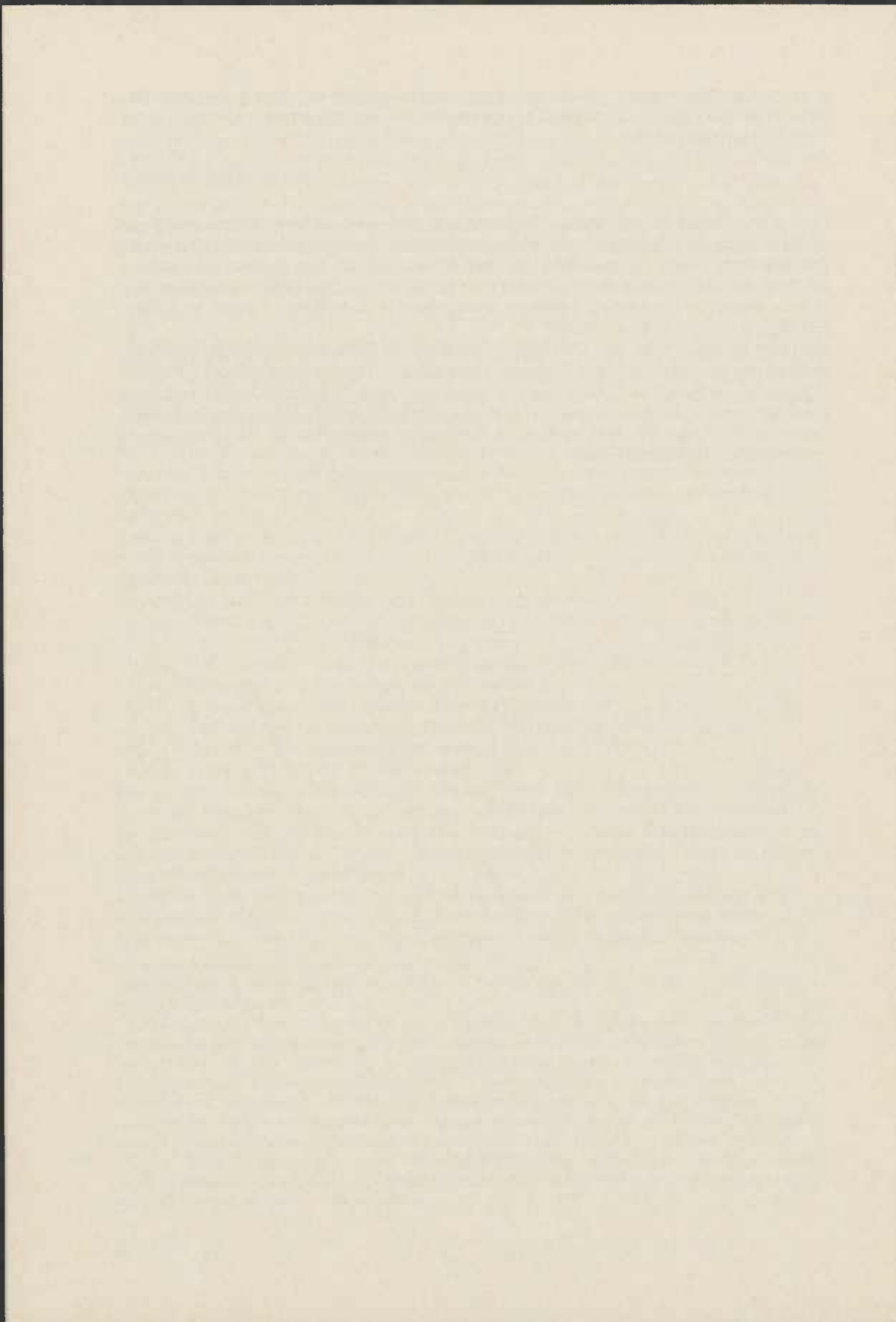
In der Spalte „frühere Parteizugehörigkeit“ bitte ich, soweit dort bekannt, die frühere Zugehörigkeit zu einer politischen Partei und ihren Nebenorganisationen, z. B. „Rote Hilfe“, politisch angehauchten Gesang-, Sport- und ähnlichen Vereinen, z. B. Arbeiter-Turnerbund, Arbeiter-Radio-Bund u. ä., Reichsbanner, Freimaurerlogen, Sekten wie „Ernste Bibelforscher“ u. ä. und eine evtl. Tätigkeit als Funktionär bei einer solchen Organisation zu vermerken.

In der Spalte „Bemerkungen“ bitte ich aufzuführen, ob der Nichtwähler infolge gegnerischer Einstellung oder aus anderen, von ihm nicht zu vertretenden Gründen (z.B. schwerer Krankheit) seiner Wahlpflicht nicht genügt hat.

Heil Hitler!
Unterschrift Kriminalinspektor

Solche und andere Rundschreiben ähnlichen und noch ganz anderen Inhalts mögen zu Tausenden an die Ortsgruppen und Bürgermeisterämter ergangen sein. Heute sind solche Dokumente zu Raritäten geworden. Frei nach Uhland möchte man sagen: „Wer suchen will im wilden Tann, manch Stück vielleicht noch finden kann ...“ Ich habe mir sagen lassen, daß die Akten der Kreisleitung Heilbronn unbearbeitet in meterhohen Stapeln im Staatsarchiv Ludwigsburg zu finden wären.

Als Hitler im März 1933 vom Deutschen Reichstag ein Ermächtigungsgesetz verlangte, welches ihm vier Jahre lang jede Maßnahme und jedes Gesetz als Blankoscheck im voraus legalisierte, versprach er: „Gebt mir vier Jahre Zeit, und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen!“ Dieses Versprechen hat er wirklich voll erfüllt; denn als er im Führerbunker zu Berlin am 30. April 1945 durch Selbstmord endete, konnte man Deutschland tatsächlich nicht wiedererkennen.





Titelbild:
Botenheim um 1900
(Ausschnitt aus einer Postkarte)

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: 7129 Güglingen
Schriftleitung: Dr. W. Angerbauer
Jahresbeitrag: 20, – DM
Girokonto: 005 78159 9 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
Druckerei und Verlag
7129 Brackenheim